

ERNST CASSIRER

Schriften zur Philosophie
der symbolischen Formen

Auf der Grundlage der Ausgabe
Ernst Cassirer. Gesammelte Werke
herausgegeben von

MARION LAUSCHKE

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 604

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-1924-4

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2009. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platte und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. – Satz: KCS GmbH, Buchholz. Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen. Gedruckt wird auf alterungsbeständigem, säurefreiem Werkdruckpapier. Printed in Germany.

INHALT

Vorwort von <i>Marion Lauschke</i>	V
--	---

ERNST CASSIRER

Die Begriffsform im mythischen Denken.....	3
Der Begriff der symbolischen Form im Aufbau der Geisteswissenschaften	63
Das Symbolproblem und seine Stellung im System der Philosophie	93
Form und Technik.....	123
Mythischer, ästhetischer und theoretischer Raum	169
Die Sprache und der Aufbau der Gegenstandswelt	191

ANHANG

Quellenangaben	219
Verzeichnis der von Cassirer zitierten Literatur	221
Sachregister	231
Personenregister	237

VORWORT

Als John Michael Krois und Ernst Wolfgang Orth 1985 unter dem Titel *Symbol, Technik, Sprache* einen Band mit Aufsätzen und Vorträgen Ernst Cassirers (1874–1945) in der »Philosophischen Bibliothek« herausgaben, war Cassirer, der bis zu seiner Emigration 1933 in Hamburg lehrte und dort sein symbolphilosophisches Hauptwerk, die *Philosophie der symbolischen Formen*, schrieb, hierzulande weitgehend in Vergessenheit geraten. »Eine Nachkriegsrezeption fand nicht statt, und an dieser Situation hat sich inzwischen nichts geändert«, konstatierte Krois in seiner Einleitung. Daß es zu dieser Zeit keine einzige deutschsprachige Monographie zu Cassirer gab, ist heute kaum mehr vorstellbar; Cassirer ist als einer der wichtigsten Philosophen des letzten Jahrhunderts anerkannt.

In den vergangenen 20 Jahren hat sich eine rege Forschungs-, Lehr- und Publikationstätigkeit um das Werk Ernst Cassirers entwickelt. Die ab 1998 unter der Leitung von Birgit Recki erschienene 26-bändige Hamburger Ausgabe der Werke Ernst Cassirers (ECW) wird in diesem Jahr abgeschlossen, von der auf 18 Bände geplanten Nachlaßausgabe sind bereits 9 Bände erschienen, weitere sind in Vorbereitung. In der 1995 gegründeten Reihe »Cassirer-Forschungen«, aber auch andernorts, erscheinen kontinuierlich Monographien und Sammelbände zu verschiedenen Aspekten der Philosophie des vielseitigen Gelehrten.

Cassirer ist als *der* Kulturphilosoph des 20. Jahrhunderts etabliert. Die Philosophie der symbolischen Formen gilt als eine der wichtigsten Fortschreibungen bzw. Transformationen der Kritischen Philosophie Immanuel Kants; zugleich kann Cassirer, der die philosophischen Grundlagen zum Verständnis kultureller Phänomene als Produkte und Medien der Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt gelegt hat, als der Vordenker verschiedener aktueller *turns* gelten, die in immer kürzerer Folge von den Kulturwissenschaften ausgerufen werden. Mit dem *linguistic turn*, einem Begriff, den Richard Rorty 1969 populär gemacht hat, wird der Blick auf die Wirklichkeitskonstituierende Qualität der Sprache gelenkt und die Stoßrichtung des sprachanalytischen Zweiges der Philosophie bezeichnet. Dieser bekommt seit dem Beginn der 90er Jahre durch den *iconic* oder *pictural turn* Konkurrenz, der die These einer grundsätzlichen Sprachförmigkeit allen Denkens in Zweifel zieht, die Eigenlogik des

Bildes in den Vordergrund rückt und die Dominanz des sprachanalytischen Paradigmas wieder zu brechen trachtet. Der in den 80er Jahren kreierte Begriff des *performative turn* lenkt die Aufmerksamkeit von dem repräsentierenden Charakter kultureller Gegenstände oder Werke auf Prozesse, die referenzfrei zu sein scheinen und dennoch Wirkungen zeitigen; der zuletzt ausgerufene *spatial, geographical* oder *topological turn* läutet eine Fokussierung auf die kulturelle Bedingtheit von Raumkonstitutionen ein, die das in der Moderne vorherrschende Paradigma des Zeitlichen ablösen soll. Während in den Kulturwissenschaften ein Paradigma mit dem anderen konkurriert und es nicht selten zu verdrängen sucht, lassen sich diese vor dem Hintergrund der Theorie symbolischer Formung Ernst Cassirers als Akzentuierungen grundlegender Bedingungen der vielfältigen Produkte menschlicher Kreativität begreifen, die in ihrem Zusammenwirken verstanden werden müssen.

Wer einen Zugang zu Cassirers Kulturphilosophie sucht, wird mit dem im US-amerikanischen Exil für einen größeren Personenkreis verfaßten *Essay on Man* beginnen oder direkt zu den drei Bänden der *Philosophie der symbolischen Formen* greifen, die neben der Entwicklung und Ausformulierung der Theorie symbolischer Formung eine Fülle detaillierter Beobachtungen sowie einzelwissenschaftliche Forschungsergebnisse zu den symbolischen Formen der Sprache, des Mythos und der Wissenschaft enthalten. Die Philosophie der symbolischen Formen ist mit dem gleichnamigen Hauptwerk Cassirers jedoch keineswegs abgeschlossen. In Aufsätzen und Vorträgen hat er sie vorbereitet, kontinuierlich weiterentwickelt und in den Kontext zeitgenössischer Ansätze gestellt.

Der vorliegende Band ist sowohl als Einführung in Cassirers Symbolphilosophie als auch als Ergänzung zu der Beschäftigung mit den großen Monographien konzipiert. Er enthält Texte, in denen Cassirer auf engem Raum konzise in die Programmatik der Philosophie der symbolischen Formen einführt, aber auch solche, in denen die gedankliche Herkunft und der Kontext, in welchem er seine Symbolphilosophie entwickelt, erläutert wird. Ebenfalls aufgenommen wurden Texte, in denen Cassirer symbolische Formen diskutiert, die er in der *Philosophie der symbolischen Formen* nicht ausführlich behandelt hat.

Cassirer hat sich in den rund 25 Jahren zwischen der ersten Skizze einer Philosophie der symbolischen Formen und seinem Spätwerk, dem *Essay on Man*, in zahlreichen Aufsätzen und Vorträgen zu diesem Themenkreis geäußert. So gibt er z.B. in »Die Kantischen Elemente in Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie« von 1923 Einblicke in den Zusammenhang der Philosophie der symbolischen

Formen mit der Kritischen Philosophie Kants, als dessen Fortschreibung und Erweiterung Cassirer sie verstanden hat, sowie der Sprachphilosophie Humboldts, in der er entscheidende Grundgedanken seiner Philosophie vorgebildet sah. In den beiden Texten »Inhalt und Umfang des Begriffs« und »Zur Logik des Symbolbegriffs« setzt Cassirer sich mit der Kritik seines schwedischen Kollegen Konrad Marc-Wogau auseinander und verteidigt die Wahrnehmungstheorie und Begriffslehre, die der Philosophie der symbolischen Formen zugrunde liegen. Aus Gründen der Umfangsbeschränkung konnten nicht alle relevanten Texte in diesen Band aufgenommen werden. Sie sind jedoch ausnahmslos in der Ausgabe *Ernst Cassirer, Gesammelte Werke* enthalten. Diese Textzusammenstellung knüpft an den Band *Symbol, Technik, Sprachen* an, mit dem die Wiederentdeckung Cassirers in Deutschland begann. Da inzwischen zahlreiche Einführungen in die Philosophie Cassirers sowie Gesamtdarstellungen vorliegen, wurde auf eine ausführliche Einleitung verzichtet und statt dessen zwei weitere Texte Cassirers aufgenommen.

Übersicht über die einzelnen Texte

Der Aufsatz »Die Begriffsform im mythischen Denken« basiert auf dem Vortrag »Begriffs- und Klasseneinteilung im mythischen und religiösen Denken«, den Cassirer am 13. Juli 1921 vor der Religionswissenschaftlichen Gesellschaft, Hamburg gehalten hat. Er ist der erste von Cassirer veröffentlichte Text, in dem das Projekt der *Philosophie der symbolischen Formen* erläutert und die baldige Publikation des ersten Bandes angekündigt wird.

In diesem Text wird deutlich, daß Cassirer den Begriff der Logik und der begrifflichen Klassifizierung erweitert und vertieft, um eine Logik der Geistes- und Kulturwissenschaften entwickeln und die »Totalität der geistigen Formen der Weltauffassung« in den Blick nehmen zu können. Die Wissenschaft und der Mythos unterscheiden sich nicht dadurch voneinander, daß die eine Form logisch, die andere nicht logisch wäre. Beide Denkformen zeigen Konsequenz in der Durchformung ihrer Weltbilder; doch es sind verschiedene Prinzipien, die den in ihnen ausgeprägten Lebens-, Gesellschafts-, und Denkordnungen zugrunde liegen. Ein Kriterium für die Untersuchung symbolischer Formen – die verschiedenen Gestaltungen von Raum, Zeit und Zahl – hat Cassirer hier bereits in Ansätzen entwickelt. Er bezeichnet sie als verschiedene »Modalitäten geistiger Auffassung und Formung«, durch die sich symbolische Formen unterscheiden.

Vieles von dem Material, das diesem Vortrag zugrunde liegt, dürfte Cassirer in der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Aby Warburgs (KBW) gefunden haben. Am 27. November 1920 hat er die KBW das erste Mal besucht. Der Leiter Fritz Saxl berichtet Aby Warburg in seinem Brief vom 28. November 1920 von diesem Besuch: »Gestern war Cassirer hier. Er wollte über allgemeine religionsgesch. Probleme Literatur haben. Von den verlangten Werken – es waren ziemlich viele – waren etwa neunzig Prozent vorhanden! Dabei hat sich aber noch etwas Wichtiges herausgestellt. Er hat mich ersucht, ich möchte ihn durch die Bibliothek führen, eine Aufgabe, derer ich mich, wie Sie wissen, besonders gern unterziehe. Ich beginne also im zweiten Zimmer beim Schrank ›Symbol‹, da ich angenommen habe, dass Cassirer von da aus am leichtesten ans Problem herankommt. Sofort stutzt er und erklärt mir, das sei ja das Problem, das ihn schon so lange beschäftige und an dem er derzeit arbeite. Die Literatur, über den Begriff Symbol, die wir besitzen, hat er aber nur zum kleinen Teil gekannt und Ihre visuelle Einstellung (die Sichtbarmachung des Symbols in Mimik und Kunst) überhaupt nicht.«¹

Die in den *Beilagen* enthaltenen Literaturauszüge, auf die Cassirer in den Anm. 23, 24, 25, 28, 33, 38, 44 und 66 des Textes verweist, sind im Band ECW 16 nachzulesen, auf den sich die Seitenangaben beziehen.

Am 24. November 1921 hielt Cassirer einen programmatischen Vortrag in der KBW, in dessen Titel das Thema benannt wird, das ihn den Rest seines Lebens beschäftigen wird: »Der Begriff der symbolischen Formen im Aufbau der Geisteswissenschaften.«

Der »Systematiker« der KBW, als der er von den im Umfeld Aby Warburgs kulturhistorisch arbeitenden Wissenschaftlern betrachtet und geschätzt wurde, hebt die Bedeutung einer Verflechtung von (kultur)geschichtlicher Perspektive und philosophischer Systematik hervor. Denn eine historische Betrachtung, die dem Wandel der Phänomene nachspürt, bedarf der Ergänzung durch eine systematische oder, wie Cassirer es des öfteren nennt, idealistische Perspektive, die die Funktionen und Bedeutungen der Phänomene untersucht. Was ist denn das Gemeinsame, das eine Gruppe von Phänomenen zu einem Kulturgebiet wie Sprache, Mythos oder Kunst werden läßt? Cassirer argumentiert funktionalistisch, nicht essentialistisch. Er erläutert die gemeinsame Funktion, die symbolische Formen als Ausdrucksmittel

¹ Ernst Cassirer, *Nachgelassene Manuskripte und Texte*, Band 18, *Ausgewählter wissenschaftlicher Briefwechsel*, hg. von John Michael Krois, Hamburg 2009, S. 241f.

ERNST CASSIRER
SCHRIFTEN ZUR PHILOSOPHIE
DER SYMBOLISCHEN FORMEN

Die Begriffsform im mythischen Denken¹ (1922)

Vorwort

Die folgende Studie gibt, in etwas erweiterter Fassung, den Inhalt eines Vortrags wieder, der von mir im Juli 1921 in der »Religionswissenschaftlichen Gesellschaft« zu Hamburg gehalten worden ist. Zu gesonderter Veröffentlichung war dieser Vortrag anfänglich nicht bestimmt; denn das Problem, das er sich stellt, gehört einem weiteren Umkreis von Fragen an, aus dem es sich, wie ich mir wohl bewußt bin, nur schwer herauslösen läßt. Wenn ich mich jetzt trotzdem zu einer solchen Veröffentlichung entschließe, so bitte ich den Leser, das Folgende nur als einen ersten Entwurf und als eine Skizze anzusehen, die ihre nähere Ausführung erst in der Darstellung des umfassenderen Problemkreises finden kann, aus welchem sie nur einen vorläufigen Ausschnitt bildet. Die Vorarbeiten zu dieser Darstellung sind jetzt so weit gefördert, daß ich hoffen darf, in kurzem wenigstens den ersten Teil einer »Philosophie der symbolischen Formen« vorlegen zu können, der vorerst freilich nur die Phänomenologie der sprachlichen Form enthalten wird; ihm soll sich dann, gemäß dem Gesamtplan der Arbeit, zunächst eine Analyse des mythischen Bewußtseins und seiner Stellung zur Sprache, zur Kunst und zur wissenschaftlichen Erkenntnis anschließen, in welcher vieles, was im folgenden nur angedeutet werden konnte, seine genauere Darlegung und, wie ich hoffe, seine schärfere systematische Begründung finden wird.

Der Herausgeber dieser Studien, Herr Dr. Fritz Saxl, hat durch das lebhafteste Interesse, das er von Anfang an an dem Inhalt meines Vortrags genommen hat, nicht nur alle meine Zweifel und Bedenken gegen seine gesonderte Veröffentlichung überwunden, sondern er hat mich auch bei der Drucklegung sowie bei der Beschaffung der oft schwer zugänglichen Quellen – zum größten Teil aus dem Material der Bibliothek Warburg – in jeder Weise unterstützt; ich möchte ihm hierfür auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen. Auch meinen Kollegen an der Hamburgischen Universität, Herrn Prof. Carl Meinhof, Prof. Otto Dempwolff und Dr. Erwin

¹ [Zuerst veröffentlicht als Band 1 der »Studien der Bibliothek Warburg«, Leipzig/Berlin 1922.]

Panofsky, die den Aufsatz im Manuskript bzw. in der Fahnenkorrektur gelesen haben, bin ich für manchen wertvollen Rat und Wink zu Dank verpflichtet.

Hamburg, im Juli 1922.

Ernst Cassirer |

1.

Die Logik ist zum Bewußtsein ihrer eigentlichen philosophischen Aufgabe und zum Bewußtsein ihrer systematischen Form erst dadurch gelangt, daß sich ihre eigene Entwicklung gleichzeitig mit der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens vollzog und sich beständig an dieser letzteren orientierte. An den Problemen, die die Methodik der Einzelwissenschaften stellte, erfaßte sie erst ihr allgemeines und umfassendes Problem. Seit der Grundlegung der wissenschaftlichen Philosophie in der Ideenlehre Platons besteht diese wechselseitige Beziehung. In der Platonischen Dialektik ist das, was wir heute als »Logik« bezeichnen, als notwendiger und integrierender Bestandteil enthalten – aber wie es hier noch keinen eigenen selbständigen Namen trägt, so steht es auch nach seinem sachlichen Gehalt mit der Methodenlehre der einzelnen Wissenschaften noch im engsten Zusammenhang. Die begriffliche »Rechenschaftsablegung«, das *λόγον διδόναι*, auf das alle Philosophie hinzielt und worin sich ihr Begriff erfüllt, betrifft ebensowohl den Inhalt des Wissens wie seine reine Form. Die Form des »hypothetischen«, des beziehentlichen Denkens, wie sie von Platon zuerst in aller Schärfe herausgestellt wird, empfängt ihre Bestätigung und ihre volle Aufhellung erst dadurch, daß sie, im »Menon«, am konkreten Beispiel des geometrischen Denkens zur Darstellung gelangt. Die Entdeckung der analytischen Methode der Geometrie, die sich hier vollzieht, hat der allgemeinen Analyse des logischen Folgerns und Schließens, wie sie in den beiden Aristotelischen Analytiken vorliegt, erst den Boden bereitet. Und auch in den späteren Platonischen Dialogen – besonders im »Sophistes« und »Politikos« – tritt die eigentliche dialektische Kunst, die Kunst des Scheidens und Verknüpfens, nicht als schlechthin losgelöste logische Technik heraus. Die Lehre vom logischen Begriff, von seinen Gattungen und Arten, berührt sich vielmehr aufs nächste mit dem Problem der systematischen Klassifikation, wie es sich in den beschreibenden Naturwissenschaften gestaltet. So scharf die logischen Formen sich von den Naturformen sondern, so ist doch zu ihrer Kenntnis nicht | unmittelbar zu gelangen – sondern wer sie als die höchsten und bedeutsamsten, als die *μέγιστα καὶ τιμιώτατα εἶδη*

erfassen will, der darf den Umweg über die sinnlichen Gestalten, über ihre Gliederung und Einteilung nicht scheuen.² In dieser Fassung des Problems bleibt bei Platon die Grundtendenz der Sokratischen Lehre von der Begriffsbildung, bleibt das Prinzip der Sokratischen »Induktion« lebendig. So streng sich die Reiche des Sinnlichen und des Gedanklichen voneinander abscheiden – so ist doch im Bereich des Gedanklichen selbst der stetige Zusammenhang zwischen der Dialektik und den besonderen Formen der Wissensgestaltung gewahrt. Hier gibt es nirgends einen Bruch, sondern hier ist es ein stetiger Aufstieg, der von der Naturlehre und Astronomie durch die reine Mathematik hindurch zur höchsten Idee, zur Idee des Guten, hinaufführt. In diesem Gedanken ist zum ersten Male die grundlegende Bestimmung der Logik gegeben – in dem Einheitsbegriff der Philosophie konstituiert und begründet sich zugleich der Einheitsbegriff der Wissenschaft.

Auch die moderne Logik ist in diesem Sinne Logik der wissenschaftlichen Erkenntnis, insbesondere Logik der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft, geblieben. Alle Sicherheit, alle »Evidenz«, nach der das philosophische Denken strebte, schien auf diesem Zusammenhang zu beruhen. »[N]ihil certi habemus in nostra scientia, nisi nostram mathematicam«,³ so verkündet schon Nicolaus Cusanus, der, noch ganz erfüllt mit dem Gehalt der mittelalterlich-scholastischen Probleme, dennoch eine neue Form des Philosophierens begründet, weil er der Scholastik gegenüber ein neues Ideal der »Exaktheit«, der *praecisio* des Wissens aufstellt. Wie dann dieses Ideal in der Geschichte der neueren Philosophie, von Descartes und Leibniz bis auf Kant, weitergewirkt und wie es mit den Fortschritten der modernen Mathematik und mathematischen Physik selber eine immer bestimmtere Fassung gewonnen hat, braucht hier nicht im einzelnen dargelegt zu werden. Es ist Hermann Cohens unvergängliches Verdienst, daß er diese Linie der Entwicklung zuerst mit voller Sicherheit gezeichnet und daß er sie ins hellste Licht geschichtlicher und systematischer Erkenntnis gerückt hat. Er selbst aber zieht hieraus die Folgerung, daß die Logik, als Logik der reinen Erkenntnis, nichts anderes als Logik der mathematischen Naturwissenschaft sein kann. Diese Schlußfolgerung macht für ihn den Kern und Sinn der neuen von Kant begründeten Methode des Philosophierens, der

² Vgl. bes. Platon, *Politikos* 285 A u. 286 A.

³ [Nicolaus Cusanus, *De possest*, in: *Opera. In quibus theologiae mysteria plurima, sine spiritu Dei inaccessa, iam aliquot seculis veleta et neglecta revelantur*, Basel 1565, fol. 249–266: fol. 259.]

»transzendentalen Methode«, aus. »[K]ritische Philosophie«, so definiert er, »ist diejenige, welche nicht nur schlechthin mit der Wissenschaft Zusammenhang hat, und auch nicht schlechthin mit der Naturwissenschaft, sondern in erster Linie mit der Mathematik, und erst durch sie, und an ihrer Hand mit der Naturwissenschaft.«⁴ Durch die Entwicklung, die die Mathematik und die theoretische Physik seit Kant erfahren hat, scheint dieser Zusammenhang nicht nur bestätigt, sondern von einer neuen Seite her befestigt worden zu sein. Der Ausbau der nichteuklidischen Geometrien, die veränderte Bestimmung, die der Raum- und Zeitbegriff und das Verhältnis beider Begriffe durch die allgemeine Relativitätstheorie erfahren haben, greift tief in die Gestaltung der allgemeinen Erkenntnislehre ein und hat auch ihr eine Fülle neuer und fruchtbarer Aufgaben gestellt.

Weit schwieriger stellt sich von Anfang an das Verhältnis zwischen der Logik als allgemeiner »Wissenschaftslehre« und dem System der »Geisteswissenschaften« dar. Der Plan eines konstruktiven Aufbaus der Geisteswissenschaften wird in der neueren Philosophie zuerst durch Giambattista Vico scharf und bestimmt erfaßt. Schon bei ihm begegnet der Gedanke, daß dieser Aufbau gegenüber der Logik der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft seine völlige Selbständigkeit behaupten, daß er auf eigenen und eigentümlichen Grundlagen beruhen müsse, daß aber andererseits diese letzteren an Strenge und an Evidenz den Prinzipien der Mathematik nichts nachzugeben hätten. Die Welt der Geschichte beruht gleich der Raumwelt, mit der es die Geometrie, und gleich der Körperwelt, mit der es die Physik zu tun hat, auf allgemeingültigen Prinzipien, die im Wesen des menschlichen Geistes gegründet sind. So entsteht hier der Entwurf einer »neuen Wissenschaft«, deren Verfahren dem der Geometrie analog gedacht wird; wie diese die Welt der Größen nicht lediglich betrachtet, sondern aus ihren Elementen konstruiert und erschafft, so erscheint der gleiche Fortgang in der Welt des Geistes nicht nur als möglich, sondern als notwendig. Und er besitzt hier um so mehr konkrete Realität und Wahrheit, als die Ordnungen innerhalb der Menschenwelt den Punkten und Linien, den Oberflächen und den körperlichen Gestalten der Geometrie an Realität überlegen sind.⁵ Die Aufgabe einer allgemeinen Logik der Geisteswissenschaften, die der der Mathematik

⁴ [Hermann Cohen, Einleitung mit kritischem Nachtrag zur neunten Auflage der Geschichte des Materialismus von Friedrich Albert Lange, 3., erw. Aufl., in: Friedrich Albert Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, 1. Buch: Geschichte des Materialismus bis auf Kant, Leipzig 1914, sep. pag., S. 59.]

⁵ Vgl. Giambattista Vico, Principj di Scienza Nuova d'intorno alla comune

und der Naturwissenschaft ebenbürtig zur Seite treten könne, war damit gestellt. Aber erst in der nachkantischen Philosophie, in den spekulativen Systemen Fichtes, Schellings und Hegels rückt diese Aufgabe nun in den eigentlichen Mittelpunkt der Philosophie. Mit Hegel schien das, was bei Vico als bloße Forderung hingestellt war, seiner endgültigen Lösung entgegengeführt. Seine Phänomenologie und seine Logik umfaßt in einem Entwurf von großartiger Geschlossenheit und | Tiefe die konkrete Totalität des geistigen Lebens, das hier zugleich in der geschichtlichen Fülle seiner Erscheinungen wie in deren systematischer Gliederung und systematischer Notwendigkeit zur Darstellung gelangen soll. Aber dieser Gehalt der Hegelschen Logik war unlöslich mit ihrer Form, mit der Form der dialektischen Methode, verknüpft. Sobald man auf diese Form verzichtete, fiel das Ganze der Probleme, die hier durch die Einheit und Notwendigkeit eines metaphysischen Prinzips zusammengehalten waren, wieder in eine Mannigfaltigkeit bloß methodologischer Einzelfragen auseinander. Hier war es insbesondere die Methodologie der Geschichte, die sich von der der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft abzulösen und ihr mit selbständigem Anspruch gegenüberzutreten versuchte. Die Eigentümlichkeit des geistigen Seins, seine Unterscheidung vom natürlichen, sollte durch die Logik der Geschichtswissenschaft, durch die Abgrenzung des »idiographischen« Verfahrens der Geschichte gegen das »nomothetische« Verfahren der Naturwissenschaft erwiesen und sichergestellt werden. Aber so wertvoll diese methodologische Unterscheidung an sich selbst war, so wurde sie doch bei weitem überschätzt, wenn man glaubte, in ihr das eigentliche Fundament für den Aufbau der Geistes- und Kulturwissenschaften gefunden zu haben. Denn die Reflexion auf die Form und Eigenart der historischen Erkenntnis bestimmt als solche nichts über den Inhalt dieser Erkenntnis – die Art und Richtung der geschichtlichen Auffassung und Beschreibung läßt den Gegenstand dieser Auffassung noch völlig unbestimmt. Um diesen zu bestimmen, müssen wir von der Form der geschichtlichen Erkenntnis wieder auf den Gehalt und das Wesen dessen, was in die historische Entwicklung eintritt, zurückgehen. Alle Geschichte hat als konkrete Geschichte ein bestimmtes Subjekt: Sie ist Geschichte des Staates oder des Rechts, der Sprache und der Kunst, der Religion oder der Wissenschaft. Aber alle diese Gebilde gehen nun nicht in der bloßen Äußerlichkeit ihrer mannigfachen historischen Erscheinungsformen auf, sondern sie offenbaren in dieser Äußerlich-

natura delle nazioni, nach der 3. Aufl. von 1744 hrsg. v. Giuseppe Ferrari (Opere scelte di Giambattista Vico, Bd. II), Mailand 1836, S. 139 u. 159.

keit ein inneres geistiges Prinzip. Die Sprache und die Religion, die Kunst und der Mythos besitzen je eine selbständige, von anderen geistigen Formen charakteristisch unterschiedene Struktur – sie stellen jede eine eigentümliche »Modalität« der geistigen Auffassung und der geistigen Formung dar. Einen Überblick über die Gesamtheit dieser Modalitäten, über das, was das Wesen jeder einzelnen ausmacht und was sie vom Wesen der anderen trennt, vermag jedoch die bloße Geschichtslogik nicht zu geben. Denn sie gehört, sosehr sie sich von der Logik der mathematischen Naturwissenschaft zu unterscheiden sucht, im Grunde doch noch immer der gleichen gedanklichen Dimension wie | diese an. Sie bewegt sich durchaus innerhalb einer einzelnen Modalität – innerhalb der Modalität der Erkenntnis. Die Entgegensetzung des historischen und des naturwissenschaftlichen Erkenntnisideals betrifft nur die Gliederung der Teile innerhalb des Systembegriffs der wissenschaftlichen Erkenntnis, geht dagegen nicht auf die Frage, wie diese letztere sich als Ganzes zu anderen geistigen Ganzheiten von wesentlich verschiedener Struktur und Fügung verhält. Solange die methodologische Unterscheidung noch gleichsam in der einen Ebene der Erkenntnis selbst verharrt, solange bewährt sich an ihr, trotz aller Feinheit der Abgrenzungen, die hier erreicht werden kann, immer wieder das Wort Descartes': Das Wissen als solches, die »humana sapientia«, erscheint, auf so vielerlei Gegenstände es sich auch richten mag, doch immer als ein und dasselbe und empfängt von der Verschiedenheit der Gegenstände keinen größeren Unterschied als das Licht der Sonne von der Verschiedenheit der Objekte, die sie erleuchtet. Vor völlig neue Fragen sieht sich dagegen die Logik gestellt, sobald sie versucht, ihren Blick, über die reinen Wissensformen hinaus, auf die Totalität der geistigen Formen der Weltauffassung zu richten. Jede von ihnen – wie die Sprache und der Mythos, die Religion und die Kunst – erweist sich jetzt als ein eigentümliches Organ des Weltverständnisses und gleichsam der ideellen Welterschöpfung, das neben der theoretisch-wissenschaftlichen Erkenntnis und ihr gegenüber seine besondere Aufgabe und sein besonderes Recht besitzt.

Freilich scheint sich hier sofort das Bedenken erheben zu müssen, ob mit einer derartigen Erweiterung der Logik nicht ihr feststehender traditioneller Begriff und die eindeutige Bestimmtheit dieses Begriffs preisgegeben werde. Verliert die Logik nicht ihren geschichtlichen und systematischen Halt, droht sich ihre klar umrissene Aufgabe und ihr Sinn nicht völlig zu verflüchtigen, wenn sie aus den Grenzen heraustritt, die ihr durch ihre Korrelation nicht nur mit der mathematischen Naturwissenschaft, sondern mit der Wissenschaft überhaupt gezogen sind? Läßt sich in einem anderen Sinne als in dem einer will-

kürlichen Übertragung, einer bloßen Metapher von einer Logik nicht-wissenschaftlicher Gebilde sprechen? Auf diese Frage läßt sich indes zunächst erwidern, daß, selbst vom Standpunkt der allgemeinen philosophischen Tradition, eine solche Erweiterung des Begriffs der Logik nicht nur zulässig erscheint, sondern daß diese Tradition schon mannigfache selbständige Ansätze zu ihr enthält. Schon der Name der Logik weist darauf hin, daß in ihrem Ursprung die Reflexion auf die Form des Wissens mit der Reflexion auf die Form der Sprache sich aufs innigste durchdringt. Die Grenzen der Logik und der Grammatik werden nur ganz allmählich gewonnen und sichergestellt. Heute | freilich wird niemand mehr daran denken, das Ideal der philosophischen Grammatik in dem Sinne zu erneuern, daß er die Gesetze der Sprache einfach aus denen des rationalen Denkens und Schließens abzulesen und zu deduzieren versucht. Der Gedanke der »Grammaire générale et raisonnée«, der noch das 17. und 18. Jahrhundert immer wieder beschäftigt und gefesselt hat, scheint durch die historische und psychologische Betrachtung der Sprache ein für allemal beseitigt zu sein. Aber je mehr in dieser Betrachtung die Individualität der Sprache und der Sprachen herausgetreten ist, die jede Rückführung auf einen gleichförmigen logischen Typus verbietet – um so deutlicher zeigt sich andererseits, daß ebendiese Individualität der »inneren Sprachform« nicht nur in einer bestimmten Richtung des Gefühls und der Phantasie, sondern in einer eigentümlichen gedanklichen Gesetzlichkeit gegründet ist. Als Lehre vom »Denken überhaupt« kann die Logik nicht umhin, auch dieser Gesetzlichkeit des sprachlichen Denkens näherzutreten – kann sie nicht umhin, z. B. die Frage nach dem Prinzip der sprachlichen Begriffsbildung und der sprachlichen Klasseneinteilung oder auch die Frage nach dem Verhältnis des logischen Urteils zum sprachlichen Satz ins Auge zu fassen. Schwieriger scheint es, eine Beziehung zwischen der logischen und der ästhetischen Gesetzlichkeit aufzuweisen: Denn die Kunst zum mindesten erscheint als ein Gebilde sui generis, das lediglich aus seinem eigenen Gestaltungsprinzip heraus verstanden werden kann. Und doch zeigt die geschichtliche Entwicklung der Ästhetik, daß auch sie sich als selbständige systematische Disziplin aus der Logik entfaltet und sich erst ganz allmählich von diesem gemeinsamen philosophischen Mutterboden losgelöst hat. Als »Gnoseologia inferior«, als Erkenntnislehre der »unteren Seelenkräfte« wird im 18. Jahrhundert durch Alexander Baumgarten die Ästhetik begründet. Sie entsteht in dem Gedanken, daß auch im Sinnlichen und Imaginativen ebenso wie im Gedanklich-Rationalen bestimmte durchgehende Verknüpfungsformen und Verknüpfungsregeln gelten – daß es eine »Logik der Einbil-

dungskraft« ebenso wie eine Logik des abstrakten Denkens gibt. Durch Georg Friedrich Meier, den Schüler Baumgartens, und durch Tetens wird dieser Begriff der »Logik der Phantasie« in der deutschen Psychologie heimisch. Wenn Kant die Gesetzmäßigkeit des ästhetischen Bewußtseins in der transzendentalen Struktur der »Urteilkraft« begründet sein läßt, so wirkt hierbei noch die Erinnerung an diesen Ursprung der philosophischen Ästhetik mit. Wagt man es, auf derartige Beispiele gestützt, von einer Logik auch des Mythos und der mythischen Phantasie zu sprechen – so steigert sich damit freilich der Anschein der Paradoxie. Denn ebendies scheint für die Welt des Mythos charakteristisch zu sein, daß sie ganz in der Sphäre der primitiven Empfindung und Anschauung, in der Sphäre des Gefühls und des Affekts beschlossen bleibt und daß sie für die analytischen Scheidungen und Trennungen, die erst der »diskursive« Begriff einführt, keinen Raum läßt. Schon die bloße Frage nach der Begriffsform des Mythos scheint daher eine völlig unzulässige Rationalisierung desselben in sich zu schließen – scheint den Gegenstand, den sie begreifen will, vielmehr zu verfälschen und seiner eigenen Natur zu entfremden.

Und doch ist auch dem Mythos, so wahr er nicht ausschließlich im Kreis unbestimmter Vorstellungen und Affekte verharret, sondern sich in objektiven Gestalten ausprägt, auch eine bestimmte Art der Gestaltgebung, eine Richtung der Objektivierung eigen, die – so wenig sie mit der logischen Form der »Bestimmung zum Gegenstande« zusammenfällt – doch eine ganz bestimmte Weise der »Synthesis des Mannigfaltigen«, der Zusammenfassung und der wechselseitigen Zuordnung der sinnlichen Elemente in sich schließt. Alle Begriffsbildung, gleichviel in welchem Gebiet und an welchem Material, ob an dem der »objektiven« Erfahrung oder an dem der bloß »subjektiven« Vorstellung, sie sich vollziehen mag, ist dadurch gekennzeichnet, daß sie ein bestimmtes Prinzip der Verknüpfung und der »Reihung« in sich schließt. Erst durch dieses Prinzip werden aus dem stetigen Fluß der Eindrücke bestimmte »Gebilde«, bestimmte Gestaltungen mit festen Umrissen und »Eigenschaften« herausgelöst. Die Form der Reihung bestimmt hierbei die Art und die Gattung des Begriffs. Es ist eine andere Weise der Zuordnung, eine andere »Hinsicht« der Vergleichung, die z. B. für den physikalischen Begriff und für den biologischen Begriff kennzeichnend ist – und wieder eine andere Rücksicht der Zusammenfassung beherrscht die Bildung der historischen Begriffe. Die traditionelle logische Lehre vom Begriff pflegt freilich ebendiese entscheidende Differenz zu übersehen oder sie zum mindesten nicht zur scharfen methodischen Ausprägung zu bringen. Denn,

indem sie uns anweist, den Begriff dadurch zu bilden, daß wir eine Gesamtheit gleichartiger oder ähnlicher Wahrnehmungen durchlaufen und daß wir aus ihr, indem wir ihre Unterschiede mehr und mehr fallenlassen, nur die gemeinsamen Bestandteile herausheben, geht sie dabei von der Voraussetzung aus, als liege die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit schon in dem einfachen Inhalt der sinnlichen Eindrücke selbst und sei von ihm unmittelbar und unzweideutig abzulesen. Eine schärfere Analyse zeigt indes genau das Umgekehrte: Sie lehrt, daß die sinnlichen Elemente je nach dem Gesichtspunkt, unter dem sie betrachtet werden, in ganz verschiedener Weise zu Ähnlichkeitskreisen zusammengefaßt werden können. An sich ist nichts gleich | oder ungleich, ähnlich oder unähnlich – das Denken macht es erst dazu. Dieses bildet somit nicht einfach eine an sich bestehende Ähnlichkeit der Dinge in der Form des Begriffes nach – sondern es bestimmt vielmehr, durch die Richtlinien der Vergleichung und Zusammenfassung, die es aufstellt, selbst erst, was als ähnlich, was als unähnlich zu gelten hat. Der Begriff ist mit anderen Worten nicht sowohl das Produkt der Ähnlichkeit der Dinge, als er vielmehr die Vorbedingung für die bewußte Setzung einer Ähnlichkeit zwischen ihnen bildet. Auch das Verschiedenste kann noch in irgendeiner Beziehung als ähnlich oder gleich, auch das Ähnlichste noch in irgendeiner Beziehung als verschieden betrachtet werden: Und Sache des Begriffes ist es, ebendiese Beziehung, diesen determinierenden Gesichtspunkt, zu fixieren und zum bestimmten Ausdruck zu bringen. Ganz besonders deutlich und eindringlich tritt dies hervor, wenn man nicht dabei stehenbleibt, die verschiedenen Arten des Begriffes, die innerhalb ein und derselben Gattung möglich sind, miteinander zu vergleichen, sondern wenn man die Gattungen selbst bestimmt einander entgegenstellt. Der physikalische, der chemische, der biologische Begriff weisen gegeneinander gewisse charakteristische Unterschiede auf, aber sie stellen nichtsdestoweniger sämtlich nur bestimmte Nuancierungen des allgemeinen »Naturbegriffs« dar – der naturwissenschaftliche Begriff scheidet sich seinem spezifischen Bildungsprinzip nach vom historischen, aber beide sind doch als Erkenntnisbegriffe wieder aufeinander bezogen und miteinander geeint. Viel schärfer aber tritt die Differenz hervor, wenn der Übergang nicht innerhalb derselben Gattung von Art zu Art, sondern wenn er von einer Gattung zur anderen erfolgt. Hier scheint mit einem Male ein wirklicher Hiatus einzutreten: Der methodische Unterschied wird zum prinzipiellen Gegensatz. Aber ebendiese Antithetik kann nun dazu dienen, die Eigentümlichkeit jedes der beiden Gegenglieder durch den Kontrast um so deutlicher zu bezeichnen. In diesem Sinne ist es gerade ein logisches Motiv

und ein echt logisches Interesse, das dazu antreiben kann, über die Grenzen der im engeren Sinne logischen Begriffs- und Klassenbildung hinauszugehen. Die Kategorien des Logischen werden in ihrer Eigenart erst dann völlig durchsichtig, wenn wir uns nicht damit begnügen, sie in ihrem eigenen Gebiet aufzusuchen und zu betrachten, sondern wenn wir ihnen die Kategorien anderer Denkgebiete und Denkmodalitäten, insbesondere die Kategorien des mythischen Bewußtseins, gegenüberstellen. Daß es nicht paradox ist, von solchen Kategorien des mythischen Bewußtseins zu sprechen – daß der Verzicht auf die logisch-wissenschaftliche Form der Verknüpfung und Deutung nicht mit absoluter Willkür und Gesetzlosigkeit gleichbedeutend ist, sondern | daß dem mythischen Denken ein Gesetz von eigener Art und Prägung zugrunde liegt, wollen die folgenden Darlegungen zu erweisen suchen.

2.

Wenn wir das Verfahren betrachten, das die Sprache in ihren Begriffsbildungen und Klasseneinteilungen befolgt, so weist es gewisse Momente auf, die gemäß unseren logischen Denkgewohnheiten kaum zu verstehen und mit unseren gewöhnlichen logischen Maßen kaum zu messen sind. Die Art, in der selbst die uns nächstliegenden und vertrautesten Kultursprachen die Gesamtheit der Nomina in verschiedene »Genera« einteilen, ist so wenig unmittelbar verständlich, daß sie für die philosophische und »rationale« Grammatik von jeher einen Stein des Anstoßes gebildet hat. Die Grammatik von Port-Royal, die es sich zur Aufgabe macht, die Gesamtheit der grammatischen Formen aus ihren ersten logischen Gründen zu begreifen und zu deduzieren, hat in ihrer Darlegung und Erörterung des Geschlechtsunterschieds diesen Anspruch wesentlich einschränken müssen. Sie gelangt nach den ersten Versuchen einer allgemeinen logischen Ableitung dieses Unterschieds zu dem Ergebnis, daß zum mindesten seine konkrete Anwendung, daß die Zuteilung bestimmter Substantiva zu dem einen oder anderen Genus, keiner festen Regel unterliege, sondern daß hier in weitem Maße bloße Laune und vernunftlose Willkür (»*pur caprice, et un usage sans raison*«) herrsche.⁶ Auch der Versuch, den Geschlechtsunterschied dadurch verständlich zu machen, daß man ihn, statt auf die Logik des abstrakten und diskursiven Denkens,

⁶ Antoine Arnauld/Claude Lancelot, *Grammaire générale et raisonnée de Port-Royal* (Teil 2, Kap. 5: Des Genres), Paris 21810, S. 279.

auf eine Art »intuitiver« Logik zurückführte, ist zu keinem völlig befriedigenden Ergebnis gelangt. Jacob Grimm hat in einem der reichsten und tiefsten Kapitel seiner »Deutschen Grammatik« diesen Versuch unternommen. Nirgends vielleicht tritt die Kraft der ästhetischen Phantasie und die Kraft der sprachlichen Einfühlung bei Grimm so deutlich zutage als in diesem Abschnitt, der den letzten Motiven der Sprachbildung nachgeht und ihren verborgensten Sinn aufzudecken sucht. Die logische Fähigkeit der Gliederung eines gewaltigen Sprachstoffes steht hier mit der freien Beweglichkeit der Sprachphantasie, die keinen Begriff zur bloßen Schablone erstarren läßt, sondern ihn, je nach der besonderen konkreten Aufgabe, immer aufs neue differenziert und ihn bis in seine feinsten Nuancierungen und Abschattungen verfolgt, in glücklichstem Gleichgewicht. Schon bei der Darstellung des grammatischen Geschlechts sinnlicher Gegenstände werden von Grimm nicht weniger als 28 verschiedene Gesichtspunkte aufgeführt, nach | denen die Zuteilung der verschiedenen Objekte zum männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlecht sich vollzieht. »Das grammatische genus«, so faßt er seine Darlegungen zusammen, »ist [...] eine in der phantasie der menschlichen sprache entsprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände. Durch diese wunderbare operation haben eine menge von ausdrücken, die sonst todte und abgezogene begriffe enthalten, gleichsam leben und empfindung empfangen, und indem sie von dem wahren geschlecht formen, bildungen, flexionen entlehnen, wird über sie ein die ganze sprache durchziehender reiz von bewegung und zugleich bindender⁷ verknüpfung der redeglieder unvermerkt ausgegoßen.«⁸ Aber so reizvoll und bestechend diese Auffassung und Deutung des Geschlechtsunterschieds war, so große Schwierigkeiten stellten sich, schon innerhalb des indogermanischen Sprachkreises, ihrer exakten Durchführung im einzelnen entgegen. Die indogermanische Sprachwissenschaft sah sich schon hier, wenngleich sie an dem allgemeinen Zusammenhang zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht, zwischen Genus und Sexus festhielt,⁹ zu mannigfachen Einschränkungen dieses Prinzips gedrängt. Brugmann hat schließlich die Anschauung Grimms durch eine rein formale Theorie ersetzt, nach welcher das Geschlecht der meisten

⁷ [Cassirer: bildender]

⁸ Jacob Grimm, Deutsche Grammatik, Bd. III, Göttingen 1831, S. 346.

⁹ Vgl. hierfür z. B. Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle a. d. S. ³1898, S. 241 ff.

Substantive nicht auf einen Akt der sprachlich-ästhetischen Phantasie zurückgeht, sondern im wesentlichen durch ihre äußere Form, durch die assoziativen Zusammenhänge, die sich zwischen Substantiven von gleicher oder ähnlicher Endung allmählich herausbildeten, bedingt sein sollte.¹⁰

In ein neues Licht wurde das Problem gerückt, als die Sprachwissenschaft dazu überging, es über die Grenzen des Indogermanischen hinaus zu verfolgen und den Geschlechtsunterschied der Nomina im Indogermanischen mit verwandten, aber weit allgemeineren Phänomenen in anderen Sprachkreisen zu vergleichen. Die Betrachtung gewann jetzt ein zugleich breiteres und festeres Fundament. Der Zweigeschlechtigkeit der semitisch-hamitischen und der Dreigeschlechtigkeit der indogermanischen Nomina traten nunmehr die weit reicheren und komplexeren Klassensysteme anderer Sprachen gegenüber. Das Phänomen des Geschlechtsunterschieds war damit als ein Teilproblem erkannt, das nur innerhalb eines größeren umfassenden Ganzen seine Lösung finden konnte und das durch deutlich erkennbare Fäden, durch | ganz bestimmte Übergänge mit diesem Ganzen zusammenhing.¹¹ Insbesondere war es die Betrachtung des scharf ausgeprägten Klassensystems der Bantusprachen, die hier einen weit klareren und umfassenderen Überblick ergab. Auf das Prinzip, nach dem dieses System sich gliedert, braucht in diesen einleitenden Betrachtungen nur in aller Kürze hingedeutet zu werden. Wie bekannt, wird jedes Substantivum der Bantusprachen einer ganz bestimmten Klasse zugehörig gedacht und durch deren Klassenpräfix gekennzeichnet; in den meisten Klassen tritt weiterhin ein verschie-

¹⁰ Vgl. Karl Brugmann, Das Nominalgeschlecht in den indogermanischen Sprachen, in: Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft 4 (1889), S. 100–109.

¹¹ Solche Übergangserscheinungen zwischen der Klasseneinteilung der Bantusprachen und der Einteilung nach dem grammatischen Geschlecht, die in den semitisch-hamitischen und den indogermanischen Sprachen herrscht, hat Meinhof in den Hamitensprachen, insbesondere im Ful, nachgewiesen. Im Ful breitet sich über die alte Klasseneinteilung der Nomina eine neue mit nur 4 Rubriken aus (Personen, Sachen, große und kleine Dinge), die sich sodann, indem die großen Dinge in die Personenklasse, die kleinen in die Sachklasse einrücken, zu einem zweigliedrigen Schema (entsprechend der Einteilung in Maskulina und Feminina) gestaltet. Näheres bei Carl Meinhof, Die Sprachen der Hamiten, nebst einer Beigabe: Hamitische Typen, v. Felix von Luschan, Hamburg 1912 (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Bd. 9), S. 22 ff. u. 42 ff. und ders., Das Ful in seiner Bedeutung für die Sprachen der Hamiten, Semiten und Bantu. Eine Studie, in: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 65 (1911), S. 177–220: S. 201 ff.

denes Präfix ein, je nachdem das betreffende Wort im Singular oder im Plural steht. Die Bantugrammatik unterscheidet mehr als zwanzig derartiger mit besonderen Präfixen versehener Klassen, wobei es wahrscheinlich ist, daß auch dieser außerordentliche Reichtum nur der Überrest einer ehemaligen noch größeren Mannigfaltigkeit ist. Der gesamte grammatisch-syntaktische Bau der Sprache wird von diesem Einteilungsprinzip beherrscht und durch dasselbe vollständig bestimmt. So wird z. B. ein Nomen als Subjektsnominativ dadurch bezeichnet, daß sein Präfix mit dem Subjektspräfix des Verbum übereinstimmt; ebenso wird es zum Objektsakkusativ gestempelt, wenn die analoge Übereinstimmung zwischen ihm und dem Objektspräfix des Verbum stattfindet. Auch jedes Wort, das zu einem Substantivum in prädikativer oder attributiver Beziehung oder in dem Verhältnis steht, das in unserer Sprache durch die Form des Genitivs ausgedrückt wird, muß das dem Substantiv entsprechende Klassenpräfix annehmen. Was die Pronomina betrifft, so sind ihre Präfixe mit den Nominalpräfixen nicht identisch, stehen aber zu ihnen in einem ganz bestimmten Verhältnis eindeutiger Zuordnung, so daß z. B. die Form des Possessivpronomens eine verschiedene ist, je nachdem der Besitzer und der besessene Gegenstand der einen oder der anderen Klasse angehört.¹² Wie man sieht, breitet sich hier ein Unterschied, der zunächst am Nomen festgestellt ist, durch das Prinzip der grammatischen Kongruenz, gewissermaßen in konzentrischer Erweiterung, über das Ganze der Sprache und der sprachlichen Anschauung aus. Blickt man aber von der Form, in der sich dieser Prozeß vollzieht, wieder auf den Inhalt der ursprünglichen Unterscheidungen zurück, so scheint es zunächst freilich vergeblich, in diesem Inhalt irgendeine feste Regel entdecken zu wollen, die die Vergleichen lenkt und über die Zuweisung bestimmter Nomina zu bestimmten Klassen entscheidet. Noch mehr als in der semitischen und indogermanischen Geschlechtsbezeichnung scheint hier alles der Willkür der sprachlichen Phantasie, dem Spiel der Einbildungskraft, das die Inhalte nach freier Laune oder nach zufälligen Assoziationen miteinander verknüpft, überlassen zu sein. Auf den ersten Blick kann es scheinen, als werde die Vergleichen und Zuordnung im wesentlichen durch anschauliche Momente, durch Übereinstimmung im äußeren Ansehen und in der räumlichen Gestalt der Gegenstände, geleitet

¹² Für alles Nähere vgl. ders., Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen, Berlin 1906; s. auch Karl Roehl, Versuch einer systematischen Grammatik der Schambalaspache, Hamburg 1911 (Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Bd. 2), S. 33 ff.

und bestimmt. Ein bestimmtes Präfix hebt z. B. die besonders großen Dinge heraus und faßt sie zu einer selbständigen Klasse zusammen, ein anderes dient als Verkleinerungspräfix zur Bildung der Diminutiva; eines bezeichnet doppelt vorhandene Dinge, wie insbesondere die Teile des Körpers, die sich symmetrisch entsprechen; ein anderes Objekte, die als vereinzelte erscheinen. Zu diesen Unterschieden nach Größe und Zahl der Objekte treten andere, die ihre wechselseitige Stellung im Raume, ihr Ineinander, Aneinander und Außereinander betreffen und dieses Verhältnis durch ein differenziertes und fein abgestuftes System von Lokativpräfixen zum sprachlichen Ausdruck bringen. Auch außerhalb des Kreises der Bantusprachen finden sich unverkennbare Anzeichen dafür, daß die Klassenunterscheidung der Nomina vielfach auf Unterschiede ihrer räumlichen Gestaltung zurückgeht. In einzelnen melanesischen Sprachen wird die Klasse der runden sowie die der langen oder kurzen Dinge durch ein besonderes Präfix bezeichnet, das daher ebensowohl vor dem Wort für Sonne oder Mond wie vor dem Wort für eine bestimmte Art von Kanus oder für gewisse Fischarten erscheint.¹³ Die Indianersprachen Nordamerikas kennen zumeist die einfache Unterscheidung der Nomina nach dem Genus nicht, sondern teilen die Gesamtheit der Dinge in belebte und unbelebte Wesen, dann aber weiterhin in stehende, sitzende, liegende Dinge sowie in solche, die auf der Erde oder im Wasser leben oder die aus Holz oder Stein usf. gebildet sind. Die Gesetze der Kongruenz werden auch hier streng beobachtet: Das Verbum ändert in der objektiven Konjugation durch Infixe, die ihm einverleibt werden, seine Form, je nachdem sein Subjekt oder Objekt ein belebter oder unbelebter, ein stehender, liegender oder sitzender Gegenstand | ist.¹⁴ In alledem scheint bei aller Mannigfaltigkeit der verschiedenen Einteilungsarten das beherrschende Prinzip der Einteilung noch relativ einfach und durchsichtig, da es durchweg anschaulich gegebene, objektiv aufzeigbare Kennzeichen und Merkmale sind, nach denen die sprachliche Gliederung sich zu richten scheint.

In Wahrheit aber ist damit höchstens ein einzelnes Moment der Auffassung bezeichnet, dem andere, nicht minder wichtige gegenüberstehen. Vor allem zeigt sich als allgemeine Regel, daß der Kreis der objektiven Empfindung und Anschauung sich hier von dem des

¹³ S. Robert Henry Codrington, *The Melanesian Languages*, Oxford 1885, S. 146 f.

¹⁴ Näheres bei John Wesley Powell, *Introduction to the Study of Indian Languages with Words Phrases and Sentences to be collected*, Washington, D. C. 1880, S. 48 f.

subjektiven Gefühls und Affekts nirgends streng scheiden läßt, sondern daß beide Kreise sich in eigentümlichster Weise miteinander kreuzen und sich einander durchdringen. Die Klassen der Nomina sind ebenso ursprünglich Wertklassen, als sie Sachklassen sind: Es prägt sich in ihnen nicht sowohl die objektive Beschaffenheit des Gegenstandes als die gefühlsmäßige und affektive Stellung, die das Ich ihm gegenüber einnimmt, aus. Das tritt insbesondere in der Grundunterscheidung hervor, die ebenso wie die Bantusprachen auch die meisten amerikanischen Sprachen beherrscht. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß ein und derselbe Gegenstand je nach der Bedeutung, die er besitzt, und je nach dem Wert, der ihm zugemessen wird, bald der Personenklasse, bald der Sachenklasse zugeordnet werden kann. Nicht nur wechselt in amerikanischen und afrikanischen Sprachen der Ausdruck für eine bestimmte Tierart seine Klasse, wenn das Tier in der mythischen Erzählung als persönliches, selbständig handelndes Wesen auftritt,¹⁵ sondern die gleiche Wandlung vollzieht sich auch, wenn ein Gegenstand durch irgendein besonderes Wertmerkmal, insbesondere durch seine Größe und seine Bedeutsamkeit, aus der Gesamtheit der übrigen herausgehoben erscheint. So wird, nach Westermann, in der Golasprache in Liberia ein Hauptwort durch Präfixwechsel in eine andere Klasse, die Klasse der lebenden Wesen, versetzt, um damit den Gegenstand, auf den es geht, als einen besonders großen, hervorragenden und wertvollen zu kennzeichnen.¹⁶ Im Bedaue, das den Gegensatz des grammatischen Geschlechts entwickelt hat, in dem aber der ältere Gegensatz einer Personen- und Sachenklasse noch deutlich durchscheint, werden dem Maskulinum, das der Personenklasse entspricht, Gegenstände zugerechnet, deren Größe, Ansehen und Energie hervorgehoben werden soll, während das Femininum zumeist Kleinheit, Schwäche und Passivität ausdrückt.¹⁷ Gemäß der Anschauung, die hier zugrunde liegt, sprechen die einheimischen Grammatiker der Drawidasprachen – in denen die Unterscheidung

¹⁵ S. Albert Samuel Gatschet, *The Klamath Indians of Southwestern Oregon*, Washington, D. C. 1890 (*Contributions to North American Ethnology*, Bd. II/1), S. 462; über analoge Erscheinungen im Ful s. Meinhof, *Die Sprachen der Hamiten*, S. 45.

¹⁶ Diedrich Westermann, *Die Gola-Sprache in Liberia. Grammatik, Texte und Wörterbuch*, Hamburg 1921 (*Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde*, Bd. 6), S. 27.

¹⁷ »So ist z. B. *ša'* die Kuh, maskulini generis, weil sie bekanntlich in diesen Ländern die Hauptstütze des gesamten Hauswesens ist, dagegen *ša'* das Fleisch ein Femininum, da es gegenüber *ša'* der Kuh, von minderem Belang ist.« Leo Reinisch, *Die Bedaue-Sprache in Nordost-Afrika II*, Wien 1893, S. 60 (zit. nach: Meinhof, *Die Sprachen der Hamiten*, S. 139).

der Nomina in zwei Klassen: die Klasse der »vernünftigen« und der »unvernünftigen« Wesen, besteht – geradezu von Wörtern verschiedener Rangordnung, von Wörtern der höheren und von solchen der niederen Kaste.¹⁸ Auch von den Bearbeitern und Darstellern der amerikanischen Eingeborensprachen ist häufig hervorgehoben worden, daß die Grundunterscheidung des »Belebten« und »Unbelebten« nicht rein objektiv zu fassen ist, sondern daß sie in ihrer Anwendung beständig mit bestimmten Wertkategorien durchsetzt erscheint, so daß statt von dem Gegensatz des Lebendigen und Leblosen (animate and inanimate gender) vielmehr von einem Gegensatz des Edlen und Unedlen, des Persönlichen und Unpersönlichen gesprochen werden müsse.¹⁹

Wir verfolgen indes diese sprachlichen Erscheinungen hier nicht weiter: Sie kommen für das Problem, das uns im folgenden beschäftigen soll, nur insoweit in Betracht, als sich schon in ihnen ein eigentümlicher Typus der Einteilung darstellt, der von den uns vertrauten logischen Normen der Begriffs- und Klassenbildung in sehr charakteristischer Weise abweicht. Hier blicken wir in eine ganz andere Art der Ordnung und Gliederung der Anschauungsinhalte hinein, als sie in unserem theoretischen, im empirischen und abstrakt-begrifflichen Denken herrscht. Überall sind es bestimmte konkrete Unterscheidungen, insbesondere subjektiv gefühlte und affektive Unterschiede, die für die Teilungen und Trennungen wie für die Verknüpfungen und Zuordnungen der Wahrnehmungs- und Anschauungsinhalte entscheidend sind. Gleichviel, ob wir die Motive, die sich hierbei wirksam erweisen, im einzelnen verstehen und nachfühlen können: so bildet doch schon die bloße Form dieser Trennungen und Zuordnungen ein wichtiges Problem. Denn in dieser Form tritt, mitten in einem Gebiet, das auf den ersten Blick aller Logik zu spotten scheint, eine eigentümliche Gesetzlichkeit zutage. Nachdem einmal der Gesichtspunkt der Vergleichung festgestellt ist, wird er in

¹⁸ Vgl. Friedrich Müller, *Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857, 1858, 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorff-Urbair*. Linguistischer Theil, Wien 1867, S. 83; s. auch ders., *Grundriss der Sprachwissenschaft*, Bd. III: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen, 1. Abt.: Die Sprachen der Nuba- und der Dravida-Rasse, Wien 1884, S. 173.

¹⁹ Gatschet, *The Klamath Indians*, S. 462 f. – Vgl. bes. Franz Boas, *Introduction*, in: ders. (Hrsg.), *Handbook of American Indian Languages*, Teil 1, Washington, D. C. 1911 (Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 40), S. 1–83: S. 36: »The Algonquian of North America classify nouns as animate and inanimate, without, however, adhering strictly to the natural classification implied in these terms. Thus the small animals may be classified as inanimate, while certain plants may appear as animate.«

höchster Konsequenz durch alle Teile der Sprache durchgeführt. Mit einer unerbittlichen Logik macht er sich, dank den strengen Regeln der grammatischen Kongruenz, in dem gesamten Bau der Sprache geltend. So merkwürdig, so »irrational« daher vielfach für uns die Grundlagen der Vergleichen erscheinen mögen – so herrscht doch im Aufbau und Ausbau des Klassensystems selbst ein durchaus einheitliches und »rationales« Prinzip. Vor allem zeigt sich der wichtige Tatbestand, daß auch im Denken der »primitiven« Sprachen keineswegs nur ein einzelner Empfindungs- oder Anschauungsinhalt an den anderen gereiht, sondern daß auch hier das Einzelne einem »Allgemeinen« unterstellt und durch ein Allgemeines bestimmt wird. Gewisse Grunddifferenzen wirken als gemeinschaftliches Schema, als die übereinstimmenden und durchgehenden Richtlinien, nach denen sich allmählich die gesamte Anschauungswelt organisiert. Der sinnliche Eindruck wird in der sprachlichen Bezeichnung, die er findet, alsbald auf eine bestimmte Klasse bezogen und damit begrifflich determiniert. Man hat dies psychologisch so ausgedrückt, daß in den Sprachen mit fester Klasseneinteilung das Erfassen des Einzeldinges nicht in einem einzigen geistigen Akte erfolge, sondern in zweien, die zwar unlöslich aufeinander bezogen, aber doch deutlich voneinander getrennt seien. Ein Ding werde hier niemals als bloßes Individuum, sondern in stellvertretender Bedeutung als Repräsentant einer Klasse, einer Gattung genommen, die sich in ihm als in einem Einzelfall verkörpert und darstellt.²⁰ Einzelne Sprachen bleiben nicht dabei stehen, diese Unterordnung des Individuellen unter ein Allgemeines bloß formell durch Präfixe zu bezeichnen, sondern sie halten die beiden Akte der Bestimmung auch äußerlich deutlich auseinander, indem sie der konkreten Bezeichnung eines Gegenstandes eine andere anfügen, die ihn generisch bestimmt und ergänzt. Indem Humboldt dieses Verfahren, in der Einleitung zum Kawi-Werk, am Beispiel des Barmanischen erläutert, fügt er hinzu, daß es nicht immer der »wirkliche Gattungsbegriff« des konkreten Gegenstandes sei, der ihm in dieser Weise beigegeben werde: Die Sprache begnüge sich vielmehr mit dem Ausdruck einer denselben in irgendeiner allgemeinen Ähnlichkeit unter sich begreifenden Sache. So werde der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern Messer, Schwert, Lanze, Brot, Zeile, Strick usf. verbunden, so daß die verschiedenartigsten Gegenstände, bloß insofern sie irgendeine Eigenschaft miteinander gemein haben, in dieselben

²⁰ Vgl. Franz Nikolaus Finck, Die Haupttypen des Sprachbaus, Leipzig 1910 (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, Bd. 268), S. 46 f. u. 150 f.

Klassen gesetzt werden. »Wenn also«, so schließt er hieraus, »diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn | logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut, als des Meissels dient.«²¹ In diesen Sätzen ist in großer Prägnanz das Problem bezeichnet, auf das auch die folgenden Betrachtungen der mythischen Begriffs- und Klassenbildung hinzuliegen. Wir fassen die mythischen Zuordnungen und Einteilungen hier nicht nach ihrer inhaltlichen, sondern nach ihrer methodischen Seite – wir suchen uns darüber klar zu werden, in welchem Verhältnis in ihnen die verschiedenen geistig-seelischen Grundkräfte zueinander stehen und wie sich in ihnen, zugleich mit der geschäftigen Bewegung der Einbildungskraft, ein eigentümlicher logischer Sinn und eine bestimmte Form und Richtung des Denkens darstellt.

3.

Wir beginnen mit solchen mythischen Welteinteilungen, die im totemistischen Vorstellungskreis wurzeln und denen, nach Inhalt und Form, der Stempel der totemistischen Denkweise aufgeprägt ist. Die Frage nach dem Ursprung und nach der Bedeutung des Totemismus selbst – eine Frage, die bekanntlich zu den meistumstrittenen Problemen der Völkerkunde und der Religionsgeschichte gehört – kann hierbei ganz außer acht bleiben, da es sich hier nicht um die Genese der totemistischen Anschauung, sondern lediglich um bestimmte Auswirkungen derselben handelt. Die Erscheinungen, die für uns vor allem in Betracht kommen, sind besonders genau bei den Eingeborenenstämmen des australischen Kontinents beobachtet worden. Was die soziale Gliederung dieser Stämme betrifft, so gestaltet sie sich bekanntlich im allgemeinen derart, daß der ganze Stamm in zwei exogame Gruppen zerfällt: Bei dem relativ einfachsten Typus der Einteilung, dem sogenannten Urabunnatypus, pflegen dann weiterhin die beiden Hauptgruppen noch in mehrere Unterklassen zu zerfallen, von denen jede durch ihr besonderes Totemtier oder ihre besondere

²¹ Wilhelm von Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (Gesammelte Schriften, hrsg. v. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Abt. 1: Werke, hrsg. v. Albert Leitzmann, Bd. VII/1), Berlin 1907, S. 340.

Totempflanze bezeichnet wird. Es gilt dann die Regel, daß die Männer der einen Klasse, die ein bestimmtes totemistisches Abzeichen besitzt, zunächst außerhalb ihrer Gruppe, dann aber auch nur die Frauen eines ganz bestimmten, durch ein besonderes Totem gekennzeichneten Clans heiraten können. Weitere Unterschiede können dadurch bedingt sein, daß die beiden exogamen Hauptgruppen aus zwei oder vier oder einer noch größeren Zahl von Unterabteilungen bestehen können, daß die Zugehörigkeit der Kinder in den einzelnen Klassen sich bald nach der Klassenzugehörigkeit des Vaters, bald nach der der Mutter bestimmen kann – doch erfährt das allgemeine Prinzip, nach dem sich in den totemistischen Gesellschaften die Heiraten zwischen den einzelnen Stammesgenossen regeln und durch das sich die Ordnung der Nachkommenschaft bestimmt, hierdurch keine wesentliche Umgestaltung. Auf die für unser Denken höchst verwickelten Verwandtschaftsbeziehungen und auf das System der Verwandtschaftsnamen, das sich hieraus ergibt, braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Das Material hierüber liegt in den Berichten und Darstellungen von Fison und Howitt, von Palmer und Mathews, besonders aber in den beiden Werken von Spencer und Gillen über die Eingeborenenstämme Australiens in sorgfältiger Sichtung vor. Auf Grund dieses Materials hat sodann Émile Durkheim in seiner Schrift »Les formes élémentaires de la vie religieuse« (Paris 1912) eine allgemeine soziologische Theorie der Religion und ihrer Entstehung entworfen. Die Phänomene des Totemismus werden in dieser Theorie aus der engen Sphäre, der sie zunächst anzugehören scheinen, herausgehoben, indem Durkheim betont, daß der Totemismus, selbst in seinen primitivsten Gestaltungen, kein bloßes Prinzip der sozialen Gliederung sei, sondern daß er ein universelles Prinzip der Welteinteilung und somit der Weltanschauung und des Weltverständnisses in sich schließe. In der Tat breitet sich die Unterscheidung der einzelnen Clans nach ihren Totems von dem engeren sozialen Kreise, in dem sie zunächst gilt, weiter und weiter aus, um schließlich auf alle Kreise des Daseins überhaupt, des natürlichen wie des geistigen, überzugehen. Nicht nur die Glieder des Stammes, sondern das gesamte Universum mit allem, was in ihm enthalten ist, wird durch die totemistische Denkform in Gruppen zusammengefaßt, die nach bestimmten Verwandtschaftsverhältnissen einander zugehörig oder voneinander gesondert sind. Alle Dinge, die beseelten wie die unbeseelten, werden zuletzt in irgendeiner Weise durch diese Gliederung erfaßt. Die Sonne, der Mond, die Gestirne ordnen und scheiden sich nach denselben Klassen, nach denen die menschlichen Individuen, die Mitglieder des Stammes sich son-

dern.²² Wenn sich etwa der gesamte Stamm nach den beiden Hauptgruppen der Krokitch und Gamutch oder der Yungaroo und Wootaroo teilt, | so gehören auch alle sonstigen Gegenstände einer dieser Gruppen an. Die Alligatoren sind Yungaroo, die Känguruhs Wootaroo, die Sonne ist Yungaroo, der Mond Wootaroo – und das gleiche gilt für alle bekannten Sternbilder, für alle Bäume und Pflanzen. Der Regen, der Donner, der Blitz, die Wolken, der Hagel, der Winter haben je ihr eigenes totemistisches Abzeichen, durch das sie einer bestimmten Gattung zugewiesen sind. Und man muß sich hierbei gegenwärtig halten, daß diese gattungsgemäße Bestimmtheit dem primitiven Denken und Fühlen als eine durchaus reale Bestimmtheit erscheint. Keineswegs handelt es sich darum, daß in irgendeinem bloß konventionellen und nominalistischen Sinn sachlich disparaten Gegenständen ein bestimmtes »Zeichen« angeheftet wird – sondern diese Gemeinsamkeit des Zeichens bringt eine an sich bestehende Gemeinsamkeit des Wesens zum sichtbaren Ausdruck. Demgemäß ist auch alles Tun des Menschen, ist auch jede Einwirkung, die er auf die Welt der Dinge ausübt, nach diesen Gesichtspunkten bestimmt und muß es sein, wenn sie von Erfolg begleitet sein soll. Ein Zauberer etwa, der selbst der Gruppe Mallera angehört, kann bei seinen Beschwörungen und magischen Bräuchen nur solche Gegenstände verwenden, die ebenfalls zu dieser Gruppe gehören: Alle anderen würden in seiner Hand unwirksam bleiben. Das Gerüst, auf dem die Leiche eines Verstorbenen zur Schau gestellt wird, muß aus dem Holz eines Baumes gefertigt sein, der der gleichen Klasse wie der Tote angehört; auch die Zweige, mit denen er bedeckt wird, müssen von einem Baum seiner Klasse genommen werden. Bei den Wackelbura in Ostaustralien, die sich in Mallera und Wutara gliedern, wobei die erstere Gruppe sich wieder in Kurgila und Banbe scheidet, muß ein Angehöriger der Banbeklasse, wenn er stirbt, von Männern der Malleraklasse bestattet und mit Zweigen des breitblättrigen Buchsbaums bedeckt werden, denn dieser Baum ist Banbe.²³ Wie man sieht, hat hier im theoretischen wie im praktischen Sinne eine völlig scharfe

²² »All nature is [...] divided into class names, and said to be male and female. The sun and moon and stars are said to be men and women, and to belong to classes just as the blacks themselves.« Edward Palmer, *Notes on some Australian Tribes*, in: *The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 13 (1884), S. 276–334: S. 300; vgl. bes. Robert Hamilton Mathews, *Ethnological Notes on the Aboriginal Tribes of New South Wales and Victoria. Part I*, in: *Journal and Proceedings of the Royal Society of New South Wales* 38 (1904), S. 203–381: S. 208, 286 u. 294.

²³ Vgl. hierzu besonders den charakteristischen Bericht von Muirhead, den Howitt (Alfred William Howitt, *On some Australian Beliefs*, in: *The Journal of the*

Scheidung der einzelnen Objektkreise stattgefunden, deren besondere intellektuelle oder affektive Gründe uns zunächst undurchdringlich erscheinen mögen – bei denen aber jedenfalls das eine negative Moment klar hervortritt, daß es nicht etwa lediglich die äußere Ähnlichkeit der Dinge, ihre Übereinstimmung in irgendwelchen sinnlich faßbaren oder aufzeigbaren Einzelmerkmalen ist, was hier die Betrachtung leitet. Vielmehr erkennt man schon hier, daß das mythische Denken die sinnlichen Eindrücke gemäß seiner eigenen Strukturform umbildet und daß es in dieser Umbildung über ganz bestimmte eigenartige »Kategorien« verfügt, nach denen sich die Zuweisung der verschiedenen Objekte zu den einzelnen Grundklassen vollzieht.

Die angeführten Beobachtungen über das totemistische System der australischen Eingebornenstämme haben neuerdings eine sehr wertvolle Bereicherung und Bestätigung durch die gründliche und eingehende Darstellung erhalten, die Paul Wirz über die Herausbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen bei den Marind-anim in Holländisch-Südneuguinea gegeben hat. Auch hier zeigt sich der gleiche Grundzug des Denkens, zeigt sich das Übergreifen der totemistischen Gliederung von der Organisation des Stammes auf die Organisation der Welt in schärfster Ausprägung. Der Clantotemismus der Marind und deren Nachbarstämme – so betont Wirz ausdrücklich – ist ein Universalotemismus im weitesten Sinne, der alles Existierende in sich einschließt. Alle Naturobjekte und alle künstlichen Objekte gehören je einem Clan, einem einzelnen »Boan« an und werden ihrem Wesen nach durch ihn bestimmt. In einer Fülle von Mythen, durch die alles Wirkliche bis in seine letzteren Besonderungen erfaßt und wie mit magisch-mythischen Fäden verknüpft wird, findet dieses ursprüngliche Zusammengehörigkeitsgefühl seinen Ausdruck. Aus der Gesamtdarstellung von Wirz und aus der Vergleichung des von ihm gesammelten Materials mit analogen Erscheinungen in anderen Kulturkreisen ergibt sich, daß hierbei nicht etwa die Mythen das primäre und ursprüngliche, das Bewußtsein und Gefühl der Klassenzugehörigkeit dagegen das abgeleitete Moment sind. Vielmehr gilt hier offenbar das umgekehrte Verhältnis. Der Mythos setzt nur einen bestimmten Vorstellungsbestand, der als solcher gegeben ist, in die Form des Berichts, in die Form der Erzählung um. Statt uns die Genesis dieses Bestandes zu offenbaren, statt uns eine Erklärung von ihm

Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 13 [1884], S.185–198: S.191 Anm. 1) zitiert (vgl. Beilage I, ECW 16, S.61); s. auch ders., Further Notes on the Australian Class Systems, in: The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 18 (1889), S.31–68: S.61 (Beilage II, ECW 16, S.61 ff.).

zu geben, gibt er uns vielmehr nur seine Explikation, seine Auseinanderlegung in die Form einer zeitlichen Begebenheit. Das Verbindende der einzelnen Mythen ist überall eine unmittelbar gefühlte mythologisch-totemistische Verwandtschaft, eine Totemzusammengehörigkeit und Totemfreundschaft, die alles Seiende verbindet. Dies geht nach Wirz so weit, daß eine Aufzählung aller totemistisch zusammengehörigen Objekte überhaupt nicht möglich ist. Nicht nur die einzelnen Dinge, sondern selbst gewisse Tätigkeiten, wie »schlafen« und »sich begatten« werden als totemistische Tätigkeiten eines gewissen Clans oder Clanverbands aufgefaßt. Es ist, als könnte irgendein einzelnes Ding oder ein einzelner Vorgang gar nicht »apperzipiert«, gar nicht in die Einheit des mythischen Bewußtseins dieser Stämme | aufgenommen werden, ohne daß er durch einen ihrer mythischen Klassenbegriffe bestimmt und ihm untergeordnet würde. In dieser Hinsicht ist es besonders lehrreich und wichtig, daß neue Gegenstände, die den Marind-anim von außen her durch fremde Vermittlung zugeführt wurden, sofort der gleichen Prägung des Denkens verfielen. »Irgendeine Zufälligkeit oder etwas Gemeinsames«, so schildert Wirz diesen Vorgang, »kann zu totemistischen Beziehungen Veranlassung geben [...] Ein Clan, die *Sapi-zé*, welcher sich nach einem Verfahren *Sapi* benennt, erhielt vor kurzem einen neuen totemistischen Verwandten, das war das Rind, bloß weil das Rind malaiisch *Sapi* heißt und unter diesem Namen vor kurzem den [...] *Marind* bekannt wurde.« Ebenso werden z. B. Sago und der feine graue Ton aus rein äußerlichen Ähnlichkeitsgründen miteinander zusammengebracht: Der Sago-Boan und der Ton-Boan gelten als miteinander verwandt, was selbst so weit geht, daß sich beide Gruppen nicht heiraten dürfen. Auch einen feuerrot blühenden Zierbaum, der unlängst eingeführt und angepflanzt wurde, hat der Marind in sein mythologisch-totemistisches Verwandtschaftssystem, und zwar in den Feuer-Boan, eingereiht, denn jene Blumen, sagt er, sind rot wie das Feuer. Aber wenn Wirz aus allen diesen Beispielen schließt, daß totemistische Beziehungen oft auf rein zufällige, auf willkürliche und spielerische Weise zustande kommen, so scheint er hierbei freilich das mythische Denken an anderen als an seinen eigenen Maßen zu messen. Denn ebendies bildet ja einen konstitutiven Grundzug dieses Denkens, daß es dort, wo wir höchstens eine bloße Analogie oder eine äußerliche Ähnlichkeit zu erkennen vermögen, eine wahrhafte Gemeinschaft des Wesens findet. Der Name ist, mythisch genommen, niemals ein bloß konventionelles Zeichen für ein Ding, sondern ein realer Teil desselben – und ein Teil, der nach dem mythisch-magischen Grundsatz des »Pars pro toto« das Ganze nicht nur vertritt, sondern wirklich

»ist«. Wer sich des Namens bemächtigt, der erringt damit die Gewalt über den Gegenstand selbst; dem wird derselbe in seiner »Wirklichkeit« (d. h. in seiner magischen Wirksamkeit) zu eigen. Und ebenso wird die Ähnlichkeit hier niemals als »bloße« Beziehung, die etwa nur in unserem subjektiven Denken ihren Ursprung hätte, aufgefaßt, sondern alsbald auf eine reale Identität zurückgedeutet: Dinge könnten nicht als ähnlich erscheinen, ohne in ihrem Wesen irgendwie eins zu sein. Erwägt man dies, so wird deutlich, daß, so zufällig, so spielerisch uns im einzelnen Falle die Zuweisung besonderer Gegenstände zu einzelnen mythischen Klassen auch erscheinen mag, doch die Bildung der allgemeinen mythischen Klassenbegriffe selbst einer tieferen Schicht des mythischen Denkens angehören und daß sich | darin eine in all ihrer Eigenart nicht willkürliche, sondern in gewissem Sinne notwendige Struktur dieses Denkens ausdrücken muß.²⁴

Die Auffassung, die hier zugrunde liegt, tritt noch wesentlich schärfer hervor, wenn wir sie nicht nach der Seite der Anschauungsinhalte, sondern nach der Seite der Anschauungsform verfolgen – wenn wir also die Art betrachten, wie sich die Vorstellung des räumlichen Zusammenhangs der Dinge für die mythische Weltansicht gestaltet. In der Gedankenwelt des Totemismus vollzieht sich die Gliederung des Raumes und die Unterscheidung der räumlichen Gegenden und Richtungen nicht in unserem Sinne, nach geometrischen oder nach geographisch-physikalischen, sondern gleichfalls nach den spezifisch totemistischen Gesichtspunkten. Es gibt in der Gesamtheit des Raumes ebenso viele klar voneinander gesonderte Einzelregionen, als es verschiedene Clans in der Gesamtheit des Stammes gibt – und andererseits besitzt jeder einzelne Clan eine bestimmte, ihm zugehörige Orientierung im Raume. Howitt berichtet, daß ein Eingeborener eines australischen Stammes ihm die Gliederung dieses Stammes, der sich in die beiden Hauptgruppen Krokitch und Gamutch teilte, dadurch bezeichnet habe, daß er zunächst einen einzelnen Stab auf dem Boden in genau östlicher Richtung niederlegte.

²⁴ Zum Ganzen s. Paul Wirz, Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neuguinea, Bd. I, Teil 2: Die religiösen Vorstellungen und die Mythen der Marind-anim, sowie die Herausbildung der totemistisch-sozialen Gruppierungen [Hamburg 1922 (Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Bd. 10), Zitat S. 34]. – Die Schrift von Wirz, die im Herbst 1922 in den Abhandlungen der Hamburgischen Universität erscheinen wird, ist mir erst während des Drucks dieses Aufsatzes zugänglich geworden; für den Hinweis auf sie bin ich meinen Kollegen Prof. Carl Meinhof und Prof. Otto Dempwolff zu Dank verpflichtet. Zur totemistisch-mythologischen Klasseneinteilung der Marind-anim s. auch Beilage III (ECW 16, S. 63 ff.).